

# Die Gleichheit.

Zeitschrift für die Interessen der Arbeiterinnen.

Herausgegeben von Emma Ihrer in Velden (Mark).

Die „Gleichheit“ erscheint alle 14 Tage einmal. Preis der Nummer 10 Pfennig, durch die Post (eingetragen unter Nr. 2564 a) vierteljährlich ohne Bestellgeld 55 Pf.; unter Kreuzband 85 Pf. Inseratenpreis die zweispaltige Zeile 20 Pf.

Stuttgart  
Montag, den 25. Januar  
1892.

Zuschriften an die Redaktion der „Gleichheit“ sind zu richten an Fr. Clara Jettin (Eigner), Stuttgart, Rottebühl-Strasse 147, IV. Die Expedition befindet sich in Stuttgart, Furtwängler-Strasse 12.

## Vornehmer Wettbewerb.

In Budapest wurde kürzlich, wie das wackere ungarische Parteiorgan unter Zufügung trefflicher Bemerkungen berichtet, auf Anregung des Landes-Beamtenvereins ein „Verein zur Verwerthung der Arbeit der Frauen der gebildeten Klassen“ gegründet, d. h. der Arbeit von Frauen des Mittelstandes, des Beamtenthums, kurz der Schichten, welche nach Marx wie Soldat und Kurtisane Zwischenglieder zwischen dem Kapitalisten und dem Proletariat sind. Die verschiedensten Städte und Gegenden Deutschlands, Oesterreichs, Frankreichs, Englands und aller Länder, in denen das Groszkapital in seiner mächtigen Entwicklung den Mittelstand vernichtet, sind schon mit ähnlichen Gründungen beglückt worden und werden gelegentlich noch mit ihnen beglückt werden. Und jedesmal wenn, meist unter dem Protektorat „hoher und höchster“ Frauen — für die einen Nebenerwerb suchenden Damen heißt es: „nur immer hübsch nobel,“ auch wenn Hunderten von Arbeiterinnen das Stück Brot vom Munde gerissen wird — ein derartiger Verein ausgetüchtelt worden, ist die bürgerliche Presse rein außer sich vor Selbstgefühl, moralischer Mühseligkeit über den „tapferen Entschluß“ der „besseren Frauen“ und „höheren Töchter,“ mit ihren zarten, gepflegten Händchen Nadel und Faden, Zeichenstift und Feder „für Geld“ rühren zu wollen. Wie könnte sie auch anders, als im Tone tiefster Nüchternheit und höchster Anerkennung der Bestrebungen zu gedenken, welche in einträglichster Weise die Profite der Klasse vermehren müssen, deren Wortführerin die bürgerlichen Zeitungen sind. Denn was anders bedeutet diese in Form des Nebenerwerbs geschehende Thätigkeit der Mittelbürgerinnen auf dem Gebiete der Industrie, des Kunsthandwerks u. u., als das Auftreten einer billigen und durch Schmutzkonzurrenz verbilligenden, lohndrückenden Arbeitskraft auf dem Arbeitsmarkte, mithin eine Steigerung der ohnehin schon festen Profite der Herren Kapitalisten? Die Freude des gutgesinnten Zeitungsgeschwisters ist also begreiflich, wenn es auch reinlicher wäre, wollte es dieselbe etwas weniger heuchlerisch äußern. Doch Jeder thut, was ihm seine Mittel zu thun erlauben.

Auch wir empfinden, wir gestehen es offen, bei derartigen Nachrichten ein Gefühl der Befriedigung. Warum? Dieselben sind ein Anzeichen mehr dafür, daß das Kapital im Laufe seiner Entwicklung immer weitere Schichten des Mittelstandes nach oben hin zu Grunde richtet, immer rascher mit den Zwischengliedern zwischen Bourgeoisie und Proletariat aufräumt, sich in einer täglich kleiner werdenden Zahl von Händen anhäuft, daß sich die Klassengegensätze immer schärfer auf den Punkt zuspitzen, wo mit der Umwandlung der kapitalistischen Gesellschaft in eine sozialistische die Befreiungsstunde der Arbeiterklasse schlägt.

Aber trotzdem dürfen wir angesichts dieser Thatsache nicht vergessen, daß der nämliche Vorgang, der uns dem Ideal der Zukunft näher führt, auch von Folgen begleitet ist, welche die Klasse der Berufsarbeiter, zumal aber von Tausenden von Arbeiterinnen, in ihren augenblicklichen Lebensinteressen schädigen.

In unserem Falle bedeutet die Einbeziehung der Frauen und Töchter des Mittelstandes in das Heer der Industrie- und Berufsarbeiter nicht nur die Proletarisierung des Kleinbürgerthums, sie

bedeutet gleichzeitig auch die denkbar schwachvollste Schmutzkonzurrenz, eine Herabdrückung der Löhne auf Hungerlöhne, folglich eine Verschlechterung der Lebenslage der Arbeiterinnen, damit aber auch eine Schwächung von deren Widerstandskraft der kapitalistischen Ausbeutung gegenüber, eine Schwächung der revolutionären Energie, mit der sie am Kampfe der Arbeiterklasse Theil nehmen müßten. Mit Rücksicht auf diese Folgen kann den Arbeiterinnen nicht laut und oft genug zugerufen werden: „Wehret Euch mit allen Kräften Eurer Haut gegen die Schmutzkonzurrenz der Frauen der gebildeten Klassen.“

Gewiß, die Konkurrenz überhaupt der weiblichen Arbeitskräfte verhindern wollen, welche durch den wirtschaftlichen Ruin des Mittelstandes auf den Arbeitsmarkt geworfen werden, wäre ebenso thöricht und aussichtslos, als das frühere Streben der Arbeiter, die Konkurrenz seitens der Arbeiterinnen zu beseitigen. Die wirtschaftliche Entwicklung bringt es unvermeidlich mit sich, daß auch die Klein- und Mittelbürgerinnen zu Berufsarbeiterinnen werden, und ihre Verwandlung in solche ist eine Vorbedingung für die Verwirklichung der sozialistischen Gesellschaft. Die weiblichen Angehörigen des Mittelstandes, welche durch ihre berufliche Thätigkeit auf irgend einem Gebiete der Hand- oder Kopfarbeit ihren Lebensunterhalt unter den gleichen Bedingungen erwerben müssen wie Frauen und Mädchen, welche dem Proletariat entstammen, sie sind zwar unvermeidlich Konkurrentinnen, aber auch ebenso unvermeidlich Leidensgefährtinnen und nicht Feindinnen derselben, sie müssen mit der Zeit zu deren Bundesgenossinnen werden. Die Verhältnisse proletarisiren nicht nur ihre wirtschaftliche Lage, sie proletarisiren ebenso gut nach und nach auch ihre Anschauungs- und Denkweise, lassen sie ihre Zugehörigkeit zur Arbeiterklasse erkennen, führen sie aus eigenem Interesse an höheren Löhnen, kürzerer Arbeitszeit, an einer Umgestaltung der Gesellschaft, deren Druck unerträglich schwer auf ihnen lastet, in den Kampf gegen die Kapitalistenklasse und für die Ziele des Proletariats.

Durchaus anders liegen die Dinge gegenüber all den „Damen der besseren Stände,“ für welche die Arbeit nicht eigentliche Berufsarbeit, nicht Broterwerb, vielmehr bloß Nebenerwerb ist, bestimmt, ihnen nach bürgerlich vorurtheilsvollen und dümmelhaften Begriffen ein „standesgemäßes“ Auftreten zu sichern. Ihr Unterhalt wird meist ganz oder zum größten Theil durch das Einkommen, den Gehalt des Vaters, des Vaters gedeckt. Sie arbeiten nicht unter den Peitschenhieben des Hungers Tag und Nacht für das nöthige Stück Brot, sie füllen mühsige Stunden mit „nützlicher,“ lies: etwas einbringender Thätigkeit aus, um es an Luxus der Toiletten und Haushaltung, an Modethorheiten und Genußsucht der Großbourgeoisie annähernd gleichthun zu können, gegen die sie gelegentlich mit hohler Tugendheuchelei poltern, deren Laster sie aber slavisch nachahmen, sowie ihnen dies nur möglich ist. Die „besseren Frauen,“ welche heimlich nähen, sticken und schneidern, „um dem Männchen eine Ueberraschung mit einem Schlafrock zu bereiten“ oder — „Wohlthun fängt bei sich an,“ sagen die praktischen Engländer — um ihn mit einer Saison-toilette nach der funkelnagelneuesten Mode zu entzücken, die „höheren Töchter,“ welche zeichnen, abschreiben, übersezen und Privatunterricht erteilen, um wöchentlich ein Stündchen beim Konditor mit Freundinnen naschen und plaudern,

## Arbeiterinnen-Bewegung.

um bei jedem Anlaß mit einem neuen Gut prunken zu können, sie sind nicht gleichgestellte, gleichleidende, nur der nöthigen Erkenntniß ermangelnde Konkurrentinnen, sie sind schändliche Schmutzkonkurrentinnen der eigentlichen Berufsarbeiterinnen, auf welchem Gebiete auch immer dieselben thätig seien.

Unter anderen Lebensbedingungen als letztere für den Markt arbeitend, der Nothwendigkeit des Broterwerbes enthoben, verkaufen sie ihre Arbeitskraft für schlechtere als Skuldlöhne, sie drücken dadurch die Lohnsätze der Berufsarbeiterinnen tiefer und tiefer herab. Die Näherinnen, Schneiderinnen, Konfektionseusen, Stickerinnen, Häflerinnen u. c. wissen ein sehr böß klingendes Lied von der Schmutzkonkurrenz dieser gebildeten Damen zu singen. Wie viele von ihnen mußten nicht in eine Verkürzung des Lohnes, der kaum ihr Leben fristete, um ein Drittel, um die Hälfte willigen, wie mancher von ihnen ward nicht der Verdienst, das Brot entzogen, weil sich so viel feine Damen für die Hälfte der bis dahin für ihre Arbeit üblichen Preise anboten.

Von der Einsicht dieser „feinen Damen“ eine Besserung der gekennzeichneten Verhältnisse erwarten, hieße Feigen von den Dornen und Trauben von den Disteln ernten wollen. Sie, die sich gewöhnlich ihrer Arbeit schämen und um keinen Preis eingestehen wollen, daß sie für Geld schaffen, sie, denen der Schein der bürgerlichen Standesgemäßheit über Alles geht — das Kapitel über geheime Prostitution giebt erbauliche Aufschlüsse darüber — wollen nie und nimmer von einem Zusammengehen mit dem Proletariat wissen, das sie wirthschaftlich mit dem Aermel streifen, wenn sie nicht schon mitten drin — und zwar im Lumpenproletariat — stehen. Sie können nicht belehrt, ihre Schmutzkonkurrenz muß vielmehr als Bundesgenosse und Helfershelfer der ärgsten kapitalistischen Ausbeutung seitens der Arbeiterinnen mit aller Macht bekämpft werden, die ihnen die Erkenntniß ihrer berechtigten Lebensinteressen und die Organisation verleiht. Krieg dem Kullithum der Frauen und Töchter „gebildeter Stände.“ Es gilt zu verhindern, daß Tausenden von Proletarierinnen das ohnehin schon knapp zugemessene Stück Brot noch kleiner und trockener gemacht werde.

— In dem Verein „Frauenwohl“ zu Berlin, der aus Damen der Bourgeoisie besteht, hielt am 5. Januar Frau Dr. Gnauch-Kühne einen Vortrag über das System der Ethik. Nachdem die Dame im ersten Theil ihres Vortrags bewiesen, daß die Frau mit dem Manne gleichgestellt werden und das Wahlrecht bekommen müsse, wies sie im zweiten Theile desselben nach, daß eine diesbezügliche Veränderung unserer Einrichtungen weder eintreten könne, noch eintreten dürfe, und zwar schrecklich zu sagen, „weil nur die Sozialdemokratie den Nutzen davon hätte, und die Frauen durch einen Umsturz nichts gewinnen, wohl aber alles verlieren könnten.“ — Es scheint, daß die werthe Dame schon vor dem Umsturz etwas verloren hat: jeden Funken von Logik und Einsicht in unsere Gesellschaftsverhältnisse. Vielleicht gab's aber überhaupt nichts zu verlieren.

— In einer Versammlung der streikenden Buchdrucker, welche in den letzten Tagen des Dezember in Leipzig stattfand, erklärten Frau Kleber und die Fräulein Busch, Lehmann und Schubert im Namen der Hilfsarbeiterinnen, daß diese angesichts der Lage des Streiks, dem Beispiel ihrer Kollegen folgend, ebenfalls mit geringerer Unterstützung verließ nehmen, eventuell ganz auf eine solche verzichten, mit den streikenden Gehilfen kämpfen und, wenn es nicht anders sein könne, fallen wollten. Begeisterter Beifall begrüßte die Erklärung der Hilfsarbeiterinnen. — Bravo! und schade, daß so viel Opfermuth, wie er sich in dieser Erklärung offenbart, und wie er überall von den Streikenden bethätigt worden ist, nicht vermocht hat, der Sache der Gehilfenschaft dem übermächtigen Kapital gegenüber zum Siege zu verhelfen.

— Die Freie Vereinigung sämmtlicher in der Papierindustrie Berlins und Umgegend beschäftigten Arbeiter und Arbeiterinnen hielt am 29. Dezember 1891 eine außerordentliche Versammlung ab, in welcher Herr Kunkel unter reichem Beifall über den „Kampf zwischen Kapital und Arbeit“ referirte. Zu dem Punkte der Tagesordnung: „Stellungnahme zu den Beschlüssen der verwandten Branchen, die Organisationsfrage betreffend“ erklärte die Versammlung in einer Resolution, daß eine zentralisirte, die Arbeiter beider Geschlechter umfassende Organisation der modernen Arbeiterbewegung entspreche.

— Am 6. Januar hat im Stadtwaldschlößchen zu Dresden eine öffentliche Versammlung aller in der Papierbranche beschäftigten

## Weihnachten.

Erzählung von M. Kautsky.

(Fortsetzung.)

„Rosel!“ rief ihr Auguste freudig überrascht entgegen.

„Das ist hübsch, daß Sie herüberkommen,“ ergänzte Mahlknecht.

Rosa reichte beiden die Hand hin. „Ich muß nachsehen,“ sagte sie mit ihrem freundlichen Lächeln, „es gab mir keine Ruhe ich muß doch wissen, was Ihr Schönes da vorbereitet, was die lieben Kinder bescheert bekommen. Ach wie hübsch so ein grüner Baum mitten in der Stube aussieht, wie reich er gepußt ist, — und erst wenn die Lichter angezündet sind! Und hier der Weihnachtstisch schon gedeckt! Sieh, Gustel, ich habe auch etwas dafür.“ Sie zog, wie verschämt, zwei Püppchen aus ihrer Tasche, die in Seidenpapier vorsorglich gewickelt waren. „Es ist eine rechte Kleinigkeit, aber den Kindern wird es schon gefallen.“

„Ach, wie prächtig!“ rief Auguste, die Puppen von allen Seiten betrachtend, die, im reichsten Phantasielostium, ganz in Sammet und Seide gekleidet und mit Flittern förmlich übersät waren. „Aber Rosel, was ist Dir nur eingefallen, das ist doch viel zu schön für die Kinder!“

„Bewahre, aber es glitzert, es macht Effekt.“

„Und die schweren Stoffe.“

„Ich habe einige Restchen zusammengekauft, und damit habe ich sie wahrhaft königlich herausgepußt, meine Püppchen. Nicht wahr, sie werden ihnen Freude machen, den Kindern?“

„Das will ich meinen,“ sagte Mahlknecht. „Aber Sie sollten die Freude mit ansehen, Rosa, Sie sollten sie mitgenießen.“

Auguste zwinkerte mit den Augen der Freundin zu, liebevoll, bittend. „Ja, Rosel, es wäre mein Herzenswunsch, bleib' bei uns.“

„Wie gern würde ich es thun,“ erwiderte Rosa lebhaft. „Ich denke mir das so schön und fröhlich, wenn die Kinder jubelnd um den Baum springen, und Ihr seid so gut gegen mich, und ich — aber —“ sie senkte den Kopf und schwieg.

„Na, na!“ machte Auguste. „Sie besinnt sich, sie bleibt.“

„O nein, sie geht!“ rief Rosa, jetzt den Kopf entschlossen in die Höhe werfend. „Es ist ja lächerlich,“ fügte sie mit einiger Heftigkeit hinzu, „wie könnt Ihr nur daran denken. Ich und er an einem Tisch, das wäre ein friedliches Mahl!“

„Und Sie vermöchten Ihren Groll nicht einmal für einige Stunden zu unterdrücken?“

„Ich glaube, ich könnte es nicht,“ sagte Rosa treuherzig.

„Ich fürchte, wenn er mir so gegenüber säße, es würde wieder alles in mir zu kochen anfangen.“

Mahlknecht lachte. „Ja, bei Ihnen kocht es leicht und geht auch gleich über.“

„Aber selbst wenn ich vergessen könnte,“ fuhr Rosa fort, „er kann mir doch niemals verzeihen, was ich ihm angethan habe. Er muß mich jetzt grimmig hassen. Nicht wahr, er haßt mich?“ fragte sie rasch und blickte mit gespannter Aufmerksamkeit auf Mahlknecht, als wollte sie die Antwort aus seinen Zügen lesen.

„Hm,“ machte dieser und schnitt ein recht bedenkliches Gesicht, hinter dem gleichwohl der Schelm auf der Lauer lag. „Hm, entzückt ist er gerade nicht von Ihrer Art und Weise, das kann ich Ihnen schon sagen, aber am meisten hat es ihn geärgert,“ setzte er mit leisem Vorwurf hinzu, „daß Sie ihm den Schimpf öffentlich, vor seinen Kameraden angethan haben.“

Rosa senkte den Kopf wie eine Bereuende. „Ich habe ihm eine unauslöschliche Beleidigung zugefügt,“ sagte sie leise, wie zu sich selbst.

„Nun, nun,“ begütigte Mahlknecht, „unauslöschlich, das meine ich nicht, und wenn ich und Auguste uns versöhnend ins Mittel legen, und wenn Sie nur ein kleines Wort der Entschuldigung —“

Rosa fuhr auf. „Ich mich entschuldigen? Niemals! Ich sage Ihnen, Herr Mahlknecht, Ihr Bruder hat die Ohrfeige, die ich ihm gegeben habe, und es war eine tüchtige, mehr als verdient!“ Ihr Ton war leidenschaftlich gesteigert, ihre Miene nahm den Ausdruck triumphirender Genugthuung an.

Arbeiterinnen und Arbeiter statt, in der Herr Wiebiche über das Thema: „Frauenpflichten und Frauenrechte“ referierte. Redner wies an der Hand der Geschichte in eingehender und trefflicher Weise nach, daß die Frauen im öffentlichen Leben wohl Pflichten, aber keine Rechte hätten. Die Frau sei heutzutage wirtschaftlich der schlimmsten Ausbeutung preisgegeben, politisch stehe sie rechtlos da. Besonders hinsichtlich der Kranken-, Unfall- und Altersversicherung, sowie der Gewerbeberichte, sei es im Lebensinteresse der Arbeiterinnen eine Nothwendigkeit, daß den Frauen durch Verleihung politischer Rechte die Möglichkeit gegeben werde, auf die Gesetzgebung einen Einfluß auszuüben. Referent schloß seinen mit reichem Beifall aufgenommenen Vortrag mit der Mahnung, daß die Arbeiterinnen zum Klassenbewußtsein erzogen werden und Schulter an Schulter mit den Arbeitern unter dem Banner der Sozialdemokratie kämpfen müßten. An der anschließenden sehr interessanten Diskussion betheiligte sich seitens der Arbeiterinnen Frau Eichhorn.

— Die Konditorgehilfen, Pfefferküchler und Berufsgenossen, sowie deren Hilfsarbeiter und Arbeiterinnen von **Berlin** hatten am 7. Januar eine öffentliche Versammlung einberufen, die so zahlreich besucht war, daß die zuletzt Kommanden keinen Sitzplatz mehr fanden. Herr Zubeil sprach über „Wesen, Zweck und Nothwendigkeit der Arbeiterbewegung“ und fand reichen Beifall. Die Versammelten beschloßen, sich dem auf dem Boden der modernen Arbeiterbewegung stehenden Verbände der Konditoren, Pfefferküchler und verwandten Berufsgenossen, sowie der Hilfsarbeiter und Arbeiterinnen, Sitz Hamburg, anzuschließen.

— In **Köpenick** fand am 10. Januar eine Frauenversammlung statt, in welcher Frä. Wabnitz (Berlin) über das Thema: „Die Frau und der Sozialismus“ referierte. Die ebenso interessanten als lehrreichen Ausführungen der Rednerin wurden mit lebhaftem Beifall gelohnt, und die Versammlung erklärte in einer Resolution ihre volle Zustimmung zu denselben, sowie die Nothwendigkeit, daß Frauen und Männer vereint gegen die kapitalistische Gesellschaft Front machen müßten, da nur durch den Sieg des Sozialismus die Menschheit ein menschenwürdiges Dasein erlangen könne.

— Am 10. Januar fand eine öffentliche Versammlung der Schneider und Schneiderinnen des Stadttheils **Moabit** (Berlin) statt, die überaus zahlreich besucht war. Herr Pfeiffer hielt einen Vortrag über „Verhältnisse“ verschiedener Moabiter Firmen, in welchem er in thatsächlicher Weise und gestützt auf reiches Material

geradezu scheußliche Arbeits- und Lohnverhältnisse schilderte. Ein anwesender antisemitischer Kleinmeister versuchte der Versammlung ein X für ein U vorzumachen, indem er ausführte, nicht der Kapitalist, der Jude sei der Feind der Arbeiter, es ward dem biederen Herrn jedoch gründlich heimgeluchtet.

— In einer Versammlung der Filiale des deutschen Schneider- und Schneiderinnen-Verbandes, welche Ende Dezember in **Berlin** stattfand, sprach Frä. Wabnitz über „Das Problem der Armuth.“ Die Referentin entrollte ein erschütterndes Bild der steigenden Massenarmuth als unvermeidliche Folge der anarchischen Wirtschaftsweise der kapitalistischen Gesellschaft. Das Problem der Armuth könne erst seine Lösung finden, wenn die Macht des Kapitalismus gebrochen sei. — Betreffs Stellungnahme zu dem Organisationsplan der Generalkommission der Gewerkschaften sprach die Versammlung in einem Beschluß die Erwartung aus, daß der bevorstehende Gewerkschafts-kongress angesichts des Umfangs und der fortgeschrittenen Erkenntniß der Arbeiterorganisationen den einzelnen Organisationen, Orten, Gewerken, sowie Branchen die größtmögliche Bestimmungs- und Bewegungsfreiheit lassen werde.

— Der Verein zur Vertretung der gewerblichen Interessen der Frauen und Mädchen **Hamburgs** hielt am 30. Dezember unter reger Betheiligung eine Mitgliederversammlung ab, in welcher im Anschluß an die Jahresabrechnung das Gedeihen der Organisation konstatiert ward.

— In der Mitgliederversammlung des Verbandes der deutschen Schneider und Schneiderinnen, Zahlstelle **Hamburg**, vom 4. Januar, ward u. a. die Frage der Gründung von Zentralwerkstätten seitens der Arbeiter erörtert. Die Versammelten konnten sich über die Frage nicht schlüssig machen; mehrere Redner sprachen gegen die Gründung derartiger Unternehmen, da der aus Mainz vorliegende Bericht über die dort bestehende Zentralwerkstätte sehr ungünstig laute.

— Die Freie Vereinigung der Blumen- und Pufffedern-Branche zu **Berlin** hielt am 4. Januar ihre erste Generalversammlung ab, in welcher besonders die Frage von der Organisation des Arbeitsnachweises erörtert ward.

— In der am 5. Januar stattgefundenen Mitgliederversammlung des Schneider- und Schneiderinnen-Verbandes, Filiale **München**, sprach Herr Neumann mit großem Beifall über die „Entwicklung der Gewerkschaftsorganisationen.“

Mahlknecht zog finster die Augenbrauen zusammen, während er ein verzuckertes Herz durchbohrte, um den rothen Faden hindurchzuziehen. „Gehen Sie, Rosa,“ sagte er, noch immer bohrend, „ich begreife Sie nicht, Sie sind doch sonst eine gutmüthige Person, und gerade dem Fritz gegenüber sind Sie so rabiat.“

„Rabiat?“ wiederholte Rosa mit zornigem Aufwallen. „Ich bitte Sie, nennen Sie mich nicht so, Herr Mahlknecht. Sprechen Sie nur das abscheuliche Wort nicht aus. Er hat mich ebenso genannt, und mir kommt dabei der ganze Vorfall wieder ins Gedächtniß.“

„Was war es denn nur?“ fragte Auguste, wie besänftigend die kleine, rundliche Hand ihrer Freundin ergreifend. „Was hat es denn nur zwischen Euch gegeben? Ich weiß ja eigentlich gar nichts, ich kenne wohl die That, aber nicht die Ursache.“

„Nun, was wird's gegeben haben? Was sind das für Ursachen, wodurch junge Leute, die sich gegenseitig bisher recht zuvorkommend behandelt, plötzlich in feindliche Wütherriche verwandelt werden! Sie gefällt ihm, ich weiß das, und der närrische, verliebte Kerl hat ihr einige Süßigkeiten ins Ohr gewispert, ist vielleicht zudringlich gewesen, obwohl der Fritz sonst ein modester Junge ist, nun, und sie, sink bei der Hand, hat ihm gleich die Abfertigung gegeben.“

Er machte eine nicht mißzuverstehende Geberde. Rosa hatte ihre blauen Augen groß und verwundert aufgerissen.

„Aber nein, so ist es nicht,“ unterbrach sie jetzt mit Heftigkeit, während sie ihre Hände fest und ungeduldig ineinander preßte. „So ist es ganz und gar nicht, was fällt Euch ein! Um mich ging es nicht her, um mich handelte es sich nicht dabei, und es ist ebenfalls nicht wahr, daß der Fritz in mich verliebt ist!“ Jetzt war sie glühend roth geworden, wahrscheinlich vor Verdruß.

„Wie, es handelt sich nicht um Sie?“ fragte Mahlknecht diesmal wirklich erstaunt. „Ja, warum haben Sie denn so energisch wie ein Kreuzdornwetter dreingeschlagen?“

„Weil sich die arme Fanni an ihm rächen wollte,“ erwiderte die Kleine mit einem beinahe heroischen Ausdruck.

„Wegen der Fanni war es?! Wegen der hochblonden Fanni?“ fragten Auguste und Karl fast gleichzeitig. „Ist das möglich?“

„Wegen der Fanni, ja,“ fuhr das junge Mädchen in steigender Erregung fort. „Ihr wißt, ich und Fanni wir sind bei ein und derselben Maschine beschäftigt. Ich lege ein, sie legt aus. Nun, eines Morgens, nachdem wir unsere Partie gemacht haben, stehen wir beisammen und plaudern, während der Maschinenmeister die Maschine wieder einrichtet, ich merke bald, daß ihr das Mundwerk nicht so sink wie sonst geht, und wie ich sie darauf näher ansehe, bemerke ich, daß sie rothe Augen hat. Gast Zwiebeln gegessen? frage ich lachend, ihr aber stürzen sogleich die Thränen aus den Augen. Rosa, sagt sie, ich bin eine unglückliche Person! Ich will weiter fragen, da ruft uns aber der Maschinenmeister wieder zur Arbeit, und da war es mit jeder weiteren Erklärung aus. Ich muß gehörig aufpassen bei der Arbeit, wenn's nicht Makulatur werden soll, ich bin darin noch nicht so geübt, ich wende also meine Augen nicht von meiner Punktur, aber ich höre wie die Fanni, die es viel leichter hat, sich räuspert, wie sie ihr Sacktuch gebraucht, ja mir kommt es so vor, als wenn hie und da eine schwere Thräne aus ihren Augen auf das Papier tropfte, das sie herauszog. Das regte mich unbeschreiblich auf, es machte mich ungeduldig, ich konnte es kaum erwarten bis wir fertig waren. Da läutet's zwöf. Gott sei Dank, der Dreher hört auf zu drehen, die Maschine steht still und ich stürze auf die Fanni los, denn ich sehe, sie will gleich auf und davon. Halt, sag' ich, was giebt's, was ist geschehen, rede Mädel! Und sie fällt mir um den Hals und schluchzt: Er hat mich sitzen gelassen. Wer denn? frage ich, Du hattest also einen heimlichen Liebsten? Ja, sagte sie, und sie erzählt mir, während dem wir Arm in Arm durch den bereits geleerten Saal gehen, wie der Fritz schon während des Sommers immer schön mit ihr gethan habe, und wie er sie Sonntags ausgeführt und traktirt hätte, und daß es so gut wie sicher gewesen sei, daß sie sich heirathen sollen, wenn auch sonst Niemand noch davon gewußt hätte. Aber da ändert er plötzlich

Am 7. Januar fand in **Altona** eine Mitgliederversammlung des Verbandes deutscher Schneider und Schneiderinnen statt, in welcher der Beschluß gefaßt ward, beim Zentralvorstand den Antrag zu stellen, derselbe möge eine Urabstimmung betreffs Einberufung eines außerordentlichen Verbandstages vornehmen lassen, der im Anschluß an den im März stattfindenden Gewerkschaftskongreß zusammenzutreten solle.

Der Zentralverein der Fabrik- und Handarbeiterinnen Deutschlands, Zahlstelle **Cimsbittel**, hielt am 11. Januar seine Hauptversammlung ab, in welcher beschloffen ward, eine Delegation zum bevorstehenden Gewerkschaftskongreß zu senden.

In der Mitgliederversammlung des Vereins der Kurbelstepperinnen, Stepper u. zu **Berlin** vom 13. ds. Mts. ward in sehr lebhaften Debatten die Frage von der Einführung, bezw. dem Festhalten an einem Tarif erörtert. Eine demnächst einzuberufende öffentliche Versammlung soll sich mit der nämlichen Frage beschäftigen. Der Verein beschloß, behufs Schaffung eines Fonds 10-Pfennig-Bons auszugeben.

In **Stehr** und in **Grünburg** (Oesterreich) referirte Ende Dezember Frau Grubinger aus Wien über „Die Lage der Arbeiter und Arbeiterinnen und die gegenwärtige Produktionsweise.“ Beide Versammlungen waren ungemein zahlreich besucht und bewiesen durch reichen Beifall, daß sie den Ausführungen der Rednerin beistimmten.

Am 14. Dezember 1891 tagte in **Birmingham** der Jahreskongreß der „American Federation of Labor.“ (Amerikanischen Arbeiterverbandes). In dem Bericht, welchen der Präsident Gompers dem Kongreß vorlegte, heißt es bezüglich der Frauenarbeit, daß angesichts der Thatsache, daß dieselbe immer mehr um sich greife und die traurigsten Folgen zeitige, angesichts der anderen Thatsache, daß die Frauen in Folge mangelnder Organisation der un menschlichsten Ausbeutung seitens des Kapitals schutzlos preisgegeben seien, es Pflicht der männlichen Arbeiter sei, den Arbeiterinnen in der Bildung von Organisationen behilflich zu sein. Die Federation müsse zu diesem Zwecke eine systematische Agitation entfalten. Der Ausschuß des Verbandes habe zwei Frauen zum Kongreß geladen, damit diese Auskunft über die Verhältnisse der weiblichen Lohnarbeiter geben sollten. Die beschlossene Petition an den Kongreß der Vereinigten Staaten, den Frauen das Wahlrecht zu gewähren, sei von 270000 organisierten Arbeitern unterzeichnet worden, und sei die Zeit wohl nicht allzufern,

sein Betragen, der Fritz. Er führt sie des Sonntags nicht mehr spazieren, er hatte ihr bald dies, bald jenes vorgeworfen und heute hatte sie einen Brief erhalten, in dem er ihr schreibt, daß er eingesehen habe, daß sie nicht zusammen passen, und daß sie wohl gar nicht glücklich werden könnten, und dann noch ein Langes und Breites, was weiß ich, aber das Ende vom Lied war, daß es aus sei zwischen ihnen, ganz und gar aus. Laß ihn laufen, sage ich ihr, und denke nicht weiter an den treulosen Menschen. Sie aber sagt: nein, das könne sie nicht und sie müsse sich darüber zu Tode grämen, denn sie sei noch immer in ihn verliebt, und darüber fängt sie gleich wieder zu heulen an. Das geht mir denn ans Herz, und es hätte nicht viel gefehlt, so hätte ich mit ihr geheult, aber ich zeige mich stark und versuche sie zu trösten so gut ich kann, und wir gehen aus dem Saal und wie wir auf den Korridor kommen, sind die Seher und Drucker und Lehrlinge noch alle da versammelt und lesen eine Kundmachung, die der dicke Anton soeben angeschlagen hatte; wir kümmern uns nicht darum und wollen vorüber, da steht der Fritz vor uns, leibhaftig. Und er grüßt mich, und er grüßt sie. Die Fanni aber, wie sie ihn erblickt, war gleich über der Treppe unten; da tritt er denn noch näher zu mir hin, freundlich, unbefangen, ich aber sehe dem Bösewicht starr ins Gesicht, der da vor mir steht, als wäre nichts geschehen, als hätte er nichts auf dem Gewissen, als wenn er nicht soeben ein armes Mädchenherz gebrochen hätte, und mich faßt der Zorn über eine so bodenlose Nichtswürdigkeit, und als der Freche mir zulächelt, so hinterlistig süß, und als ich fühle, daß er sich zu mir herabbeugt, um mir ein: Guten Tag, Fräulein Rosa, in das Ohr zu flüstern, da zuckt mir's in den Fingern, da wirbelt's mir im Kopf, und da hat er eine weggehabt.“

„Ich kam gerade dazu,“ sagte Mahlknecht, und mit einem strafenden Blick fügte er hinzu: „Er hatte die Wange hochroth vor Scham und vielleicht noch mehr von Ihren Fingern. Man sollte es nicht glauben, aber Sie haben eine harte Hand, Rosel.“

wo in den Vereinigten Staaten den Frauen dasselbe Recht wie ihren Brüdern gewährt werde.

Der Parteitag der Sozialdemokraten von Schlessien und Posen, welcher in **Breslau** zu Weihnachten tagte, faßte bezüglich der Organisation der Arbeiterinnen folgenden trefflichen Beschluß:

„Der Parteitag erklärt, daß es Pflicht der schlessisch-positenschen Parteigenossen ist, die Frauenorganisation nach Möglichkeit, den gegebenen Verhältnissen entsprechend, praktisch durchzuführen, da die Förderung der Frauenorganisation auf dem Boden der modernen Arbeiterbewegung ein wichtiger Hebel zur Befreiung des Proletariats ist. Wer die Frauenorganisation hindert, schädigt die Partei.“

Gleichfalls zu Weihnachten tagte zu **Paris** der Kongreß der in den Tabaksfabriken (die dem Staat gehören und vom Staat betrieben werden) beschäftigten Arbeiter und Arbeiterinnen. In ganz Frankreich giebt es 20 Tabakfabriken, und die Arbeiterschaft von 15 derselben hat sich in 16 Syndikaten gewerkschaftlich organisiert, die zusammen fast 8000 Mitglieder zählen, unter denen besonders die Arbeiterinnen zahlreich vertreten sind. An den Kongreßarbeiten nahmen Delegirten in hervorragender Weise Theil. Besonders Interesse erregte der Bericht von Frau Caron, Vertreterin des Syndikats von Bordeaux, aus dem hervorging, daß sich die dortigen Arbeiter den Organisationsbestrebungen gegenüber feindlich oder indifferent verhalten, so daß das Syndikat ausschließlich Frauen umfaßt. Eine ähnliche Thatsache erhellte aus dem Bericht der Frau Gay, welche die Tabaksarbeiter und Arbeiterinnen von Marseille vertrat. Die Arbeiter hatten sich anfangs über den Plan, die Arbeiterschaft der dortigen Staatswerkstätten zu organisiren, in Spottliedern lustig gemacht und sich erst nach und nach und keineswegs so zahlreich wie die Frauen dem Syndikat angeschlossen. Noch gegenwärtig sind die Frauen die thätigsten Elemente der Organisation.

Der Kongreß beschloß u. a., Anerkennung des Verbandes der Tabakarbeiter und Arbeiterinnen seitens der Behörden und Verwaltung, ferner Umänderung der bestehenden Werkstattordnung und die Errichtung von Kleinkinderbewahranstalten und Krippen zu fordern. Der letztere Beschluß zeigt, welche große Ausdehnung die Frauenarbeit in der Tabakindustrie genommen hat. Der Kongreß verlangte außerdem die Schaffung von Badegelegenheiten, Errichtung besonderer Aborte für die Arbeiterinnen, bessere Beleuchtung und Beheizung der Werkstätten im Winter, Ueberweisung der Arbeit des Anfeuchtens des

„Ja, er hat sie gefüßt,“ rief sie triumphirend, „und das freut mich!“

„Und er blieb stumm, der Fritz, und nahm das hin?“ fragte Auguste.

„O, er gerieth in Wuth, und er sagte mir, ich sei ein rabiates Geschöpf, ich sei eine wahre Tigerin, sagte er, und eine giftige Spinne obendrein, und der Mann, der mich einmal bekäme, der hätte sich dem Teufel bei lebendigem Leibe verschrieben.“

„Das können Sie ihm nicht übel nehmen, er war außer sich, er sagte das in der Aufregung.“

„Und Alle, die uns umstanden, lachten dazu und meinten, er habe Recht. O, sie waren Alle gegen mich aufgebracht, aber das kümmerte mich wenig, und als er mich bei der Hand faßte und mir sagte, ich müsse ihm jetzt den Grund nennen, weshalb ich ihm diese Bückstigung zu Theil werden ließ, da trat ich ganz nahe zu ihm, und ich fragte ihn, aber so leise, daß die neugierigen Gaffer, die uns umstanden, es nicht hören konnten, denn ich wollte das Geheimniß meiner unglücklichen Kameradin nicht an die große Glocke hängen, ich sagte ihm: das war für die Schlechtigkeit, die Sie an der armen Fanni verübt haben, verstehen Sie mich?“

„Und hat er es verstanden?“

„Oim, er sah mich mit großen Augen an, als hätte er es nicht verstanden, der Heuchler! es wird ihm in der Folge schon klar geworden sein, denn er hat mich nimmer darnach gefragt. Aber seit dem Tage gehen wir uns aus dem Wege, wo wir nur können, und wenn wir uns ja einmal im Saale begegnen, so sieht er rechts und ich links.“

„Was für uns Unbetheiligte stets ein heiteres Bild abgiebt,“ sagte Mahlknecht. „Aber daß es sich bei dieser Affäre um eine Dritte handelt, das hätte ich nie geglaubt.“

„Und daß der Fritz mit Fanni eine Liebschaft hatte, das ist mir ganz etwas Neues,“ versicherte Auguste.

„Mir auch, er hat nie von ihr gesprochen, während —“

Tabaks ausschließlich an Männer, da die betreffende Beschäftigung die Gesundheit der Frauen schwer schädige.

— Ein dritter Arbeiterkongreß hatte zu Weihnachten statt, der Parteitag der tschecho-slavischen Sozialdemokratie zu **Prag**. Auch auf diesem Kongreß waren Frauen als Delegirten anwesend, so Genossin Pösch aus Brünn und Genossin Skalond aus Prag, welche letztere die Gründung einer tschechischen Arbeiterinnen-Zeitung befürwortete. Vom Genossen Burion aus Brünn ward die Nothwendigkeit betont, die Frauen in die bestehenden und zu gründenden Organisationen einzubeziehen. — Kurz, überall, wo Proletarier sich organisieren und kämpfen, bricht sich die Erkenntniß Bahn, daß die Arbeiterinnen zum thätigen Mitstreiter im Klassenkampf herangezogen werden müssen. Freilich kein Kampf ohne Opfer, wie aus den folgenden Notizen hervorgeht.

— Zwei Vorstandsmitglieder der **Vielsfelder** „Freien Vereinigung der Frauen und Mädchen“ haben je 15 Mark Strafe zu zahlen, weil in diesem Verein ein Referat über die Stellung der Frau zur Sozialdemokratie gehalten, also über Politik gesprochen worden ist. Die Verurtheilung zeigt wieder einmal, wie dringend nothwendig es im Interesse der Bewegungsfreiheit, der Kampfmöglichkeit der Arbeiterinnen und des gesammten Proletariats ist, daß dem weiblichen Geschlecht politische Rechte verliehen werden.

— In **Prag** wurden nach einem Wolffschen Telegramm fünf Sozialisten, darunter Marie Herget, wegen Majestätsbeleidigung und Religionschmäherung zu Kerkerstrafen von 6 Wochen bis 15 Monaten verurtheilt. Den Gegenstand der Anklage bildete nach derselben Quelle eine Rede, welche Marie Herget in einem Arbeiterverein gehalten hatte, sowie die Abingung eines Schmähliedes seitens der übrigen Angeklagten.

— Wir und wahrscheinlich die Meisten waren bisher der naiven Ansicht, daß Politik gemeiniglich mit dem Kopf und nicht mit den Beinen betrieben zu werden pflege. Eine Entscheidung der **Kieler** Polizeibehörde hat uns eines Besseren belehrt und gezeigt, daß noch eine besondere, höchst gemeingefährliche Art der Politik, die „Tanzpolitik“ um den Ausdruck zu gebrauchen, vorhanden ist. Ein von der Filiale der Bürsten- und Pinselmacher-Organisation zu Kiel geplanter Ball ward nämlich von den dortigen Polizeibehörden unter der Begründung verboten, daß die betreffende Organisation ein

politischer Verein sei, an dem laut Gesetz von 1850 keine „Frauenspersonen“ theilnehmen dürften, und daß als Versammlung im Sinne des Gesetzes auch diejenige anzusehen sei, „welche dem Tanz mit Damen dienen solle.“ — Daniel und Salomo mit all ihrer richterlichen Weisheit erscheinen als die reinen Waisenkneben im Vergleich zu den Kieler Polizeibehörden, deren Zindigkeit eine Auslegung zu verdanken ist, die in ihrer Angst vor politischen Pokkas, sozialdemokratischen Galopps und Zukunftswälzern ungemein komisch wirkt. Die Kieler Männlein und Fräulein und die Gesellschaft sind einstweilen der Gefahr entronnen, der „Tanzpolitik“ zum Opfer zu fallen, aber — der Kehraus wird trohalledem noch getanz, ihr Herren!

— Daß die Polizeibehörden in berufsmäßigem Eifer bei Auslegung des Vereinsgesetzes oft allzuviel „Scharfsinn“ entwickeln, und daß Vereine, bezw. Leiter von Versammlungen im Falle von Mäßregelung gut thun, Berufung gegen die polizeiliche Entscheidung einzulegen, erhellt aus einem kürzlich gefällten Urtheil des **Berliner** Schöffengerichts. Am 28. September fand in der Köslinerstraße eine Versammlung des Vereins der Arbeiterinnen von Berlin und Umgegend statt, welche von der Einberuferin, Frau Gaede, polizeilich angemeldet worden war. Die Polizei behauptete nun, daß Frau Gaede gar nicht die angemeldete Vereinsversammlung, sondern eine nicht angemeldete öffentliche Versammlung abgehalten habe, da ausdrücklich und allgemein Gästen der Zutritt gestattet war und in der Beziehung überhaupt keine Kontrolle geübt wurde. Frau Gaede erhielt deshalb ein Strafmandat, gegen das sie auf richterliche Entscheidung antrug. Ihr Verteidiger führte vor dem Schöffengerichte aus, wie völlig unzutreffend und unhaltbar die polizeiliche Auslegung sei und beantragte daher, nicht nur die Angeklagte freizusprechen, sondern auch die Kosten der Verteidigung der Staatskasse zur Last zu legen. Der Gerichtshof entsprach diesem Antrage in seinem ganzen Umfange.

— Ein Urtheil des **Berliner** Kammergerichts beweist gleichfalls, daß sich die Arbeiterinnen, die sich organisieren wollen, durch polizeiliche Entscheidungen nicht ins Bodshorn jagen lassen dürfen. Die Polizeibehörden von Frankfurt a. M. hatten f. Z. die daselbst bestehende Filiale des Vereins deutscher Schneider und Schneiderinnen geschlossen, natürlich wegen Theilnahme der Frauen an den Versammlungen eines angeblich politischen Vereins. Das Berliner Kammergericht hat die betreffende Maßregel nicht gebilligt. Nur nicht verblüffen lassen!

„Während?“ fragte Rosa aufhorchend.

In dem Augenblicke hörte man den kleinen Hans jämmerlich schreien. Die beiden Frauen stürzten in die Küche. Da lag er auf dem Fußboden auf dem Rücken, schrie, als ob er am Spieß steckte, und streckte dabei die Beine in die Luft; und Georg saß ihm rittlings auf dem Bauch und über ihn gebeugt, ein weißes Tuch wie eine Fahne schwingend, suchte er mit demselben, trotz der schützend vorgehaltenen Arme des Kleinen, ihm ins Gesicht zu fahren. Die Mutter lief mit einem Angstschrei auf die Beiden zu und trennte sie. „Georg, Du entsetzlicher Mensch, was thust Du ihm, sag“, was hast Du mit Deinem kleinen Bruder angefangen?“

„Ich habe ihn schneuzen wollen,“ entschuldigte sich dieser mit weinerlicher Stimme. „Er hat eine so schmutzige Nase und er will sie sich von mir nicht puzen lassen, er ist eigensinnig, Mama.“

Dieser Konflikt wurde schnell ins Reine gebracht. Rosa säuberte zuerst dem noch immer widerspänstigen Hans und hierauf dem gestrengen Sittenrichter selbst die kleine Nase, da es dieser nicht minder nöthig hatte, dann wandte sie sich der Thür zu. „Adieu Gustel, seid recht vergnügt, adieu Ihr kleinen Burschen.“ Sie schloß auf.

„Und Du wirst also ganz allein sein?“ klagte Auguste.

„Und mit was bewirtheft Du Dich?“

„Ich habe mir einen Krügelhüpf gebaden, ich will ihn mir gut schmecken lassen und dabei an Euch denken. Aber jetzt muß ich gehen, daß ich fortkomme, sonst könnte es mir passieren, daß ich noch mit ihm zusammentreffe.“ Sie legte die Hand an den Drücker. „Warte noch einen Augenblick,“ bat Auguste, die, den kleinen Hans am Arme, ihr bis zur Thür nachgegangen war. „Den Weihnachtsbaum mußt Du angezündet sehen, wenn auch nur auf einen Augenblick; es würde mir zu leid thun, wenn Du den schönen Anblick nicht genießen solltest.“

„Aber es ist unmöglich!“ erwiderte Rosa ungeduldig.

„Nein, höre doch, ich habe ein Auskunftsmittel. Du wohnst nebenan, die Mauer ist sehr dünn, Du mußt den Ton einer Glocke hinüber hören.“

„Ich höre alles hinüber.“

„Nun, wohlan, sobald alles fertig ist, wird Karl läuten und wir treten hierauf Alle in das Zimmer, ich aber werde die Eingangsthür nicht zusperren und die Zimmerthür werde ich offen halten, Du kommst leise herein, und von der dunklen Küche aus kannst Du, selber unbemerkt, den Weihnachtsbaum betrachten; Du hörst dann den Jubel der Kinder und siehst, wie sie sich über die schönen Püppchen freuen werden, die Du für sie gemacht hast.“

„Ach, das möchte ich wohl,“ sagte Rosa schon halb besiegt. „Und wenn Du glaubst, daß ich wirklich unbemerkt bleibe, und wenn Du mir versprichst, daß Du meine Gegenwart nicht verrathen wirst —“

„Ich verspreche Dir alles das, Niemand, gewiß Niemand soll etwas davon erfahren, auch später nicht; die kleine List bleibt ganz unter uns.“

„Nun, dann komme ich; zwar nur auf einen kurzen, ganz kurzen Augenblick, aber ich muß die Kinder sehen, laß also die Thür offen, und jetzt leb' wohl, Herzengustel.“ Sie küßte sie rasch und trat hinaus. Sie hatte nur zwei Schritte zu machen und sie war bei ihrer Wohnungsthür. Sie zog rasch den Schlüssel aus der Tasche und beelte sich damit aufzusperren. Es war die höchste Zeit, sie hörte soeben Jemand die Treppe heraufkommen, und dieser Jemand nahm immer drei Stufen auf einmal, sie kannte recht gut Denjenigen, der diese übermüthige Gewohnheit hatte. Wie ärgerlich, sie konnte in ihrer Eilfertigkeit nicht sogleich das Schlüsselloch treffen, und die Schritte waren so nahe schon. Endlich steckte der Schlüssel, sie drehte ihn um, und schnell, ohne sich nur einmal umzusehen, war sie in der Thür verschwunden. In demselben Augenblick war Fritz vor derselben angelangt. Der junge Mann blieb stehen und holte geräuschvoll Athem.

„Da flüchtet sie wieder vor mir, die Närrin,“ sagte er un-müthig zu sich selbst. „Was fürchtet sie? vor mir hat sie Ruhe, ich werde ihr sicher nimmer in den Weg treten.“

(Fortsetzung folgt.)

## Vortrag Bebel's über die soziale Stellung der Frau in der Gegenwart,

gehalten am 15. Decbr. 1891 in einer öffentlichen Versammlung zu Berlin.

Vor zwanzig Jahren war eine Versammlung wie die heutige ein Ding der Unmöglichkeit; es würden sich wohl Männer, schwerlich aber Frauen eingefunden haben. Bezüglich der Berechtigung und Bedeutung der Frauenfrage hat sich ein großer Umschwung vollzogen, und die Anschauungen hierüber werden sich in Zukunft unter dem Druck der Verhältnisse und Thatsachen noch mehr ändern. Trotzdem sind gegenwärtig die Mehrzahl der Männer und Frauen noch der Ansicht, daß die Frauen keinen Grund haben, sich für allgemeine und öffentliche Angelegenheiten zu interessieren, daß ihr eigentliches Gebiet die Häuslichkeit ist, daß die Ehe ihnen ein für allemal ihre Stellung anweist, kurz, daß Verhältnisse, die von jeher so gewesen, wie sie sind, nicht geändert werden können. Die letztere Anschauung ist jedoch grundfalsch: Nichts ist von jeher so gewesen, wie es heute ist, Alles, mithin auch das Verhältnis der Geschlechter zu einander, ist beständiger Veränderung unterworfen. Die Beziehungen der Geschlechter zu einander, die Eheverhältnisse haben sich im Laufe der Kulturentwicklung der Menschheit ebenso gut wie und zusammen mit den Produktions- und Eigentumsverhältnissen verändert. Die Vertreter der heutigen Staats- und Gesellschaftsordnung haben allerdings alle Ursache, die Dinge so darzustellen, als seien Eigentums-, Produktions-, Ehe- und Familienverhältnisse ewig so gewesen, wie sie heute sind; denn geben sie zu, daß sich im Laufe der Menschheitsentwicklung dies Alles von Grund aus und in wechselnden Formen anders gestaltet hat, dann müssen sie auch zugeben, daß künftig weitere Veränderungen möglich sind, und damit verlieren sie den Boden, auf dem sie stehen. Aus der Bibel, zumal aus Kapiteln des alten Testaments, erfahre man z. B., daß bei den alten Israeliten in Bezug auf den Verkehr der Geschlechter Anschauungen herrschten, die sehr wesentlich von dem abweichen, was in unserer Zeit als Sitte und sittlich angesehen wird. Wenn nach dem alten Testament z. B. zwei so gottgefällige Männer wie die Könige David und Salomo hunderte von Frauen besitzen konnten, ohne bei Gott Anstoß zu erregen, so zeigt diese eine Thatsache schon den grundverschiedenen Charakter der Zeit in Bezug auf das, was wir sittlich nennen. Nun ist aber alles das sittlich, was in einem gegebenen Zeitalter die Menschen als Sitte anerkennen. Die Sitte selbst wurzelt aber wieder in den sozialen Bedürfnissen einer bestimmten Epoche und bei einem bestimmten Volk. Und die sozialen Bedürfnisse können wieder nur durch die vorhandene Produktionsweise und die bestehenden Eigentumsformen befriedigt werden. So ist also die Produktionsweise die eigentliche Grundlage für die geistigen, sozialen und politischen Anforderungen einer Gesellschaft. Mit der Entwicklung der Produktions- und Eigentumsverhältnisse haben sich die Beziehungen der Geschlechter zu einander verändert, ist die Stellung der Frau in der Gegenwart eine total andere geworden, haben sich Verhältnisse herausgebildet, welche endlich auch in den Frauenkreisen das Bedürfnis nach Verbesserung ihrer Stellung als Geschlechtswesen und als Glieder von Staat und Gesellschaft hervorriefen. Immer stärker arbeiten die Verhältnisse darauf hin, der Frau die Ausübung ihres sogenannten Naturberufs als Hausfrau, Gattin und Mutter unmöglich zu machen, sie vielmehr zur Berufstätigkeit auf dem Gebiete von Gewerbe, Handel und Industrie zu drängen. Die Verweisung der Frau auf ihren Naturberuf als Ehefrau und Mutter ist in keinem Zeitalter übler angebracht, als in dem gegenwärtigen, was sich einestheils an der stets wachsenden Zahl der Frauen gegenüber jener der Männer, andererseits an der relativ abnehmenden Zahl der Eheschließungen schlagend beweisen läßt. In allen modernen Kulturstaaten sind die Eheschließungen in verhältnismäßiger steter Abnahme begriffen, das zeigt am besten Frankreich, das beweist aber auch Deutschland. Obgleich Deutschland seit 1872 um mehr als 9 Millionen Menschen zugenommen hat, steht die Zahl der Eheschließungen noch heute erheblich hinter jener der Jahre 1872 und 1873 zurück. In Preußen kamen in den Jahren 1830 bis 1835 auf je 100 000 Personen jährlich 1849 Eheschließungen, in den Jahren 1881 bis 1885 nur noch 1592 und sie weichen beständig zurück. Zahlreiche Ursachen sozialer und ökonomischer Natur haben die Verminderung der Eheschließungen im Gefolge. Es ist eine große Täuschung, wenn man annimmt, daß eine scheinbar so rein persönliche Sache wie die Heirath unabhängig von den allgemeinen sozialen Zuständen sei. Die letzteren sind allein entscheidend und ihre Wirkung kommt deutlich in den vorgetragenen Zahlen zum Ausdruck. Jedes Jahr ungewöhnlicher Theuerung vermindert die Zahl der Eheschließungen und die Zahl der Geburten sehr erheblich und so müssen dauernd ungünstig wirkende soziale Ursachen die gleichen Wirkungen haben. Mit der steigenden Ungunst der sozialen Verhältnisse und dem Wachsen

der Ansprüche an das Leben stehen in engster Beziehung die Geld- und Standesheirathen, die immer mehr in Aufnahme kommen und auch wieder zeigen, wie rein materielle Ursachen der Eheschließung zu Grunde liegen. Die christliche Darstellung der Ehe steht im schroffsten Widerspruch mit den Thatsachen. Der materielle Charakter der Ehe erzeugt aber auch wieder die Ehezerwürfnisse und die große Zahl der unglücklichen Ehen. Männer und Frauen suchen immer mehr außerhalb der Ehe, was sie in der Ehe nicht finden, nur ist dabei wieder die Frau am ungünstigsten gestellt. Der Mann nimmt sich die größten Freiheiten und betrachtet sie als selbstverständlich, einen Theil dieser Freiheiten von den Frauen ausgeübt, sieht die Männerwelt als Verbrechen an. Die soziale Unterdrückung der Frau zeigt sich auf allen Gebieten als Thatsache. Die geschilderten Ehezustände und die große Zahl der Hindernisse, die sich einer frühzeitigen Eheschließung oder der Eheschließung überhaupt in den Weg stellen, erzeugen die Prostitution und machen sie zur Nothwendigkeit. Die Zunahme der Prostitution ist unter solchen Verhältnissen ganz naturgemäß, und diejenigen, die da glauben, durch künstliche Maßregeln, wie Kasernierung derselben u. s. w., die Prostitution unterdrücken oder beschränken zu können, beweisen nur, daß sie von der Natur der Hebel keine Kenntniß besitzen.

Die außerordentlich traurigen Erwerbsverhältnisse eines großen Theils des weiblichen Geschlechts üben einen verhängnisvollen Einfluß auf das Anwachsen der Prostitution aus. Gewisse Unternehmer zwingen durch schamlos niedrige Löhne und Gehälter ihre Arbeiterinnen, Verkäuferinnen zc. geradezu, ihren Körper feilzubieten, sich gewerbmäßig zu verkaufen. Die Entwicklung, welche die Frauenarbeit unter der kapitalistischen Gesellschaftsordnung genommen, trägt einerseits zum Anwachsen der Prostitution bei, andererseits hat sie Zerrüttung des Familienlebens, körperliches Verkommen der Masse im Gefolge.

Dem bürgerlichen Recht, den staatlichen Rechten gegenüber ist die Frau die Benachtheiligte, die Entmündigte, die Rechtlose. Deshalb muß der Ruf erhoben werden nach vollständiger Gleichberechtigung beider Geschlechter, nach Herstellung eines sozialen Zustandes, der die Gleichheit, die Freiheit und die Gerechtigkeit für Alle ermöglicht, der keine Unterdrückten und Ausgebeuteten mehr kennt. Die Frauen müssen so gut wie die Männer sich organisiren, sei es in ihren Vereinen, sei es in Gewerkschaften in Vereinigung mit den Männern, oder in Frauengewerkschaften; sie müssen ihre Presse und die bezüglich für ihre Befreiung kämpfende Literatur unterstützen und soweit sie durch unsere öffentlichen Einrichtungen von der Einwirkung auf dieselben ausgeschlossen sind, die Männer zur Bethätigung anspornen. Die Männer ihrerseits müssen begreifen, welch ungeheurer Nachfaktor in der Unterstützung ihrer Bestrebungen durch die Frauen vorhanden ist. Dies letztere hat Niemand besser begriffen, als die katholische Kirche, die allezeit ihren Haupteinfluß durch die Frauen zu gewinnen versucht hat. Die Bewegung, auf deren Seite die Frauen stehen, wird in Zukunft die siegende sein.

## Madame Legros.

Gleichsam an der Schwelle der großen französischen Revolution, in welcher die Frauen eine so hervorragende Rolle spielten, in der Frauen die Lorbeeren des höchsten Heldenthums, der größten Opferfreudigkeit errangen, steht die einfache und schlichte Gestalt einer Frau, die aus tiefstem, reinstem Mitleid mit einem unglücklichen Mitmenschen zur Heldin ward.

Madame Legros gehört nicht zu den wenigen Auserwählten ihrer Zeitgenossinnen, welche tapfer in den Schlachten des Gedankens vor und während der Revolution mitstritten; sie zählt auch nicht zu denen von ihnen, welche thätigen Antheil an dem Leben der politischen Parteien nahmen und ihre Mitarbeiterschaft an dem Werke ihrer Tage vielfach mit dem Tode bezahlten; wir begegnen ihr ebensowenig in den Reihen der kühnen Frauen, die beim Bastillenkrieg und anderen großen Tagen jener großen Zeit Schulter an Schulter mit den Männern kämpften und fielen. Und dennoch verdient sie eine Heldin genannt zu werden, eine Heldin an Mitleid und selbstloser Aufopferung, eine Heldin an Unerschrockenheit, willensstarker Thatkraft und zäher Ausdauer, und ihr Werk, so unscheinbar es Dem oder Jenem vorkommen mag, hat ein Plätzchen in der Geschichte der großen Revolution gefunden, denn es ist seiner Bedeutung nach der erste Hieb, der aus der Mitte des Volkes zur Schleifung der Bastille geführt ward. Madame Legros bewirkte durch ihre aufopfernden Bemühungen, daß Latude, ein Gefangener, der seit langen Jahren unschuldig in der Bastille und anderen Ge-

fängnissen schmachtete, seine Freiheit zurückerhielt. Um zu verstehen, welch' hohe Summe von Furchtlosigkeit und Willenskraft ihr Handeln erforderte, muß man wenigstens wissen, daß die Bastille in den Augen der Franzosen jener Zeit mit Recht für die Verkörperung der schrankenlosen, grausamen Willkürherrschaft des selbstherrlichen Königthums galt. In der Bastille konnte auf Grund eines einfachen, vom Könige unterzeichneten Haftbefehls ohne Anklage, ohne Untersuchung, ohne Prozeß und auch ohne Hoffnung auf Befreiung Jedweder eingeschlossen werden. Unter dem in Folge seiner Kriege, seiner Prachtliebe, seiner Geliebten geldbedürftigen Ludwig XIV., seiner Regierung Ludwigs XV., wo die Maitressenwirtschaft die ungeheuerlichsten Summen verschlang, gehörte der Handel mit derartigen Haftbefehlen zu den einträglichsten Geldquellen der Herrscher und ihrer Diener. Wer sich an einem Feind rächen, wer sich eine unbequeme Persönlichkeit vom Halse schaffen wollte, der kaufte einen Haftbefehl, in den der Name des Betreffenden eingefügt ward, der dann ohne Weiteres in die Bastille kam und in einer der schrecklichsten Zellen sein Leben beschließen mußte, falls nicht ein glücklicher Zufall ihn rettete. Haßte das französische Volk in der Bastille die schändlichste Tyrannei, so liebten die französischen Könige in derselben das Sinnbild ihrer unumschränkten Macht, so verehrten in ihr die Hoffschranzen, das Beamtenthum, kurz Alle, die zum Königthum hielten, von ihm und mit ihm auf Kosten des Volks zehrten, eine der wichtigsten Staatseinrichtungen, ein Werkzeug zum Herrschen und Unterdrücken. Nachweisen, daß in der Bastille Menschen lebendig begraben waren, die keines oder höchstens eines nichts sagenden Vergehens beschuldigt wurden, fordern, daß die entsehligen unterirdischen Kerker der Festung eines ihrer Opfer herausgeben sollten, das hieß die ganze Ungerechtigkeit und Willkür des damals bestehenden Regierungssystems an den Pranger stellen, das hieß verlangen, daß seine Träger selbst ein verdammendes Urtheil über dasselbe sprächen. Wer kühn genug war, den Schritt zu wagen, der mußte auf unübersteigliche Hindernisse, auf Haß, Verfolgungen der schlimmsten Art seitens der Machthaber und ihrer hohen und niedrigen Lakaien, auf Fruchtlosigkeit des Unternehmens gefaßt sein. Madame Legros konnte sich das alles nicht verhehlen, sie befaß democh den Muth, für Latude zu handeln.

Latude war vor langen Jahren — warum, ist nicht ganz aufgeklärt — auf Befehl von Madame de Pompadour, der berühmtesten Maitresse Ludwigs XV., in die Bastille geworfen und dann nach anderen Gefängnissen geschleppt worden. Zweimal war es ihm gelungen, zu entfliehen — das letzte Mal war er bis in das Vorzimmer des Königs gekommen, um vor diesem seine Sache zu vertheidigen — aber beide Male ward er auf Befehl der Pompadour wieder eingefangen und eingekerkert. Vergebens hatte er sich an fast alle damals bekannten Minister, Staatsbeamte, Gelehrte und hohe Herren gewendet. Sein Unglück entlockte Diesen Klagen, ja Einzelnen von ihnen heiße Thränen, doch Keiner von Allen wagte, sich des Unglücklichen anzunehmen. Wer die Bastille und die mit ihr in Zusammenhang stehenden Verhältnisse angriff, der griff das Königthum selbst an. So blieb Latude in seiner unterirdischen Kerkerzelle, wo er, auf verfaultem Stroh liegend, vom Ungeziefer buchstäblich verzehrt ward und oft vor Hunger laut schrie und tobte. Trotz aller Mißerfolge und der Schrecknisse seiner Lage hoffte er noch. In einer Denkschrift wendete er sich hilfesuchend an einen bekannten Menschenfreund. Der Beschließer des Gefängnisses verlor in betrunknenem Zustande das Schriftstück, das zu befördern er versprochen. Es war zu Latude's Glück. Madame Legros fand die Denkschrift, las sie und, von Entsetzen über die in ihr geschilderten Einzelheiten überwältigt, verlor sie keine Zeit mit Jammern und Thränen, sondern sie ging sofort thätkräftig ans Werk, dem Unglücklichen zur Freiheit zu verhelfen.

Madame Legros war eine Frau aus dem Volke, die einen kleinen Weißwaarentram hielt, sie selbst nähte in ihrem Laden die Waaren, die sie verkaufte. Drei Jahre lang verfolgte sie mit unerhörter Ausdauer und Aufopferung ihr Vorhaben. Alles Unglück, das sie während dieser Zeit persönlich betraf, alle Mühen, alle Enttäuschungen vermochten nicht, sie einen Augenblick aufzuhalten oder schwankend zu machen. Sie verliert Vater und Mutter, ihr Geschäft, das sie vernachlässigt, geht zu Grunde, sie kommt

hart an den Rand der Armuth, ihre Verwandten tadeln sie scharf, man beschimpft und beleidigt sie in gemeinster Weise wegen ihres Interesses für den Gefangenen, sie wird höhnisch gefragt, ob sie die Geliebte des Mannes sei, dessen sie sich so warm annehme, Latude überhäufte sie in gelegentlichen Briefen mit Borwürfen und Klagen über ihre Lauheit im Handeln. Kränzlich, schlecht gekleidet geht sie von Thür zu Thür, um Latude einflußreiche Beschützer zu suchen. Die Polizei wird auf ihre Person und ihr Thun aufmerksam und fürchtet ihre Offenbarungen; Madame Legros muß jede Minute gewärtig sein, ihrerseits verhaftet und für immer eingekerkert zu werden; ihre Verwandten und Freunde stehen sie unter Thränen an, von ihrem Vorhaben abzustehen, den Zorn der Mächtigen nicht herauszufordern. Der Chef der Pariser Polizei läßt sie vor sich kommen und droht ihr mit Einkerkelung, sie bleibt unbeeindruckt und anstatt zu zittern, macht sie den gefürchteten Mann erbeben.

Jemand giebt ihr eine Empfehlung an Madame Duchesne, eine Kammerfrau der Prinzessinnen des königlichen Hauses. Trotz einer Schwangerschaft von sieben Monaten wandert Madame Legros mitten im Winter zu Fuß von Paris nach Versailles, um den Beistand der Genannten zu gewinnen. In Versailles angekommen, findet sie die erhoffte Beschützerin nicht vor, sie eilt ihr nach, verrenkt sich den Fuß und setzt trotz unerträglicher Schmerzen ihren Weg weiter fort. Madame Duchesne wird von der Schilderung von Latude's Leiden tief ergriffen und verspricht zu handeln, aber was vermag sie, eine Kammerfrau, gegen etliche fast allmächtige Minister? Zwar wird durch ihre Vermittlung die Königin Marie-Antoinette einen Augenblick lang für Latude interessiert, sobald dieser aber versichert wird, daß dieser ein elender, gefährlicher Mensch sei, erkaltet ihr Mitgefühl. Madame Legros gewinnt endlich den Beistand anderer hochstehender Persönlichkeiten, welche sich bei Ludwig XVI. für Latude verwenden. Der König war jedoch naiv genug, sich über diesen Fall aus den Akten der Polizei zu unterrichten, das heißt den Rath der Leute einzuholen, die alles Interesse daran hatten, ihr Opfer bis zu seinem Tode in den Händen zu behalten. In der Folge antwortete der König, daß Latude ein staatsgefährlicher Mensch sei, der nun und nimmer in Freiheit gesetzt werden könne.

Madame Legros ließ sich auch durch das Nun und Nimmer des Königs nicht entmuthigen. Sie wandte sich nun hilfesuchend an die Opposition des Hofes, an die Familie der Condé, den Herzog von Orleans und seine Gemahlin, sie suchte den Beistand der großen Philosophen der Zeit. Sie gab durch ihre unablässigen Bemühungen, durch ihre nicht verstummenden Offenbarungen über die Greuel der Bastille den Anstoß, daß sich der allgemeine Haß des Bürgerthums und Volks gegen diese Zwingsburg der königlichen Selbstherrschaft immer vernehmlicher, immer rückhaltloser äußerte. Die Akademie ertheilte ihr 1783 in Anerkennung ihres täglich und stündlich bewiesenen Opfermuthes den Tugendpreis. Allerdings setzten die Behörden durch, daß die Verleihung der Auszeichnung nicht begründet werden durfte, aber diese blieb nichtsdestoweniger eine Ohrfeige in das Gesicht des unumschränkten Königthums.

Ein Jahr später vermochte Ludwig XVI. nicht mehr, dem Druck der allgemeinen Stimmung zu widerstehen und unterzeichnete einen Befehl, Kraft dessen Latude in Freiheit gesetzt ward. Einige Wochen später verordnete er, daß Niemand mehr auf Ansuchen der Familie, ohne wohl motivirten Grund und auf unbestimmt lange Zeit eingekerkert werden dürfe, diese Verordnung war ein Eingeständniß der bis dahin bestandenen Greuel. Madame Legros hatte Ludwig XVI., sie hatte der selbstherrlichen Monarchie einen glänzenden Sieg abgerungen.

Die furchtlose, energische Frau erlebte den Fall der Bastille am 14. Juli 1789 nicht mehr. Sie starb kurze Zeit vorher in Zurückgezogenheit, wie sie gelebt und in die sie zurückgetreten, sobald ihr Werk erfüllt war. War es ihr auch nicht vergönnt, thatsächlich mit Hand an die Niederreißung der monarchischen Zwingsburg zu legen, so hat sie doch moralisch deren Fundament in wirksamster Weise untergraben helfen. Sie hat wie kaum Jemand Geist und Gemüth des Volks mit Haß und Abscheu gegen das Gefängniß der Willkürherrschaft erfüllt, so daß Michelet von

Ihr sagen konnte: „Die schwache Hand einer armen, alleinstehenden Frau brach in Wirklichkeit die hochmüthige Festung, riß ihre gewaltigen Steinmassen, ihre starken eisernen Gitter nieder und machte ihre Thürme der Erde gleich.“

Trozig herausfordernder als je die Bastille steht heutzutage die kapitalistische Gesellschaft da. Sie umschließt mehr Greuel, als je die Mauern eines Zwinguri gesehen, sie hallt von mehr Klagen, Thränen, Verwünschungen und Flüchen wider, als je Kerkerzellen gehört, denn die Arbeiterklasse leidet in ihr mehr, als alle Latude's der Welt in schmachtvoller, marternder Haft erduldet. Hunderte, Tausende von Frauen und Männern aus dem Volke sind erstanden, welche wie Madame Legros einfach und schlicht in einem Märtyrertum, das sich alle Tage erneuert, die Schrecknisse der kapitalistischen Willkürherrschaft ans Licht ziehen, ihre Unhaltbarkeit nachweisen. Aber noch weitere Schaaren müssen anklagen und fordernd ihre Stimme erheben, ehe der 14. Juli des Proletariats anbrechen kann. Arbeiterinnen, die Ihr durch Euer Thun noch keinen Stein der Bastille des Kapitalismus ins Wanken gebracht, thut Eure Pflicht; auf, ans Werk!

### Kleine Nachrichten.

Bei einer großen Münchener Schneiderfirma beträgt der wöchentliche Durchschnittslohn der Arbeiterinnen 6 M. Die mit 80 bis 90 Pfg. pro Tag gelohnten Arbeiterinnen werden für „Lehrmädchen“ erklärt, deren das betreffende Haus dann etliche Hundert beschäftigen würde. Nur ausnahmsweise geschickte und flinke Arbeiterinnen bringen es zu einem Tagesverdienst von 1 M. 50 Pfg. bis 2 M. 50 Pfg. Von dem Rieserverdienst werden zahlreiche Straf-gelder abgezogen, so z. B. für drei Minuten Zuspätkommen 20 Pfg. Die Straf-gelder sollen angeblich behufs Unterstützung kranker Arbeiterinnen in eine Kasse fließen, der, ebenso angeblich, auch die in Folge von „Kontraktbruch“ verwirkten Kautionen überwiesen werden. Es soll in dem betreffenden Geschäft wiederholt vorgekommen sein, daß Arbeiterinnen vor Hunger ohnmächtig und in Folge der Entbehrungen zeitweise arbeitsunfähig wurden, ohne daß sie Unterstützung aus der berühmten Kasse erhielten. Wenn den Schneiderinnen solchen schreienden Mißständen gegenüber nicht ein Licht über den unverföhlichen Gegensatz der Interessen von Kapital und Arbeit und über die Nothwendigkeit der Organisation, des Kampfes ausgeht, ja dann kann ihnen wirklich nicht geholfen werden.

Das Kapitel vom Wohlleben der begehrligen, schlemmenden Arbeiterklasse erhält eine eigenthümliche Illustration durch die statistisch nachgewiesene Thatsache, daß in allen größeren Städten der Verbrauch von Pferdefleisch in letzter Zeit ganz bedeutend zunimmt. Aus Grüneberg (Schlesien) wird gar berichtet, daß die Nachfrage nach Hundefleisch stetig steigt, so daß an die Regierung die Anfrage erging, ob nicht durch eine entsprechende Polizeiverordnung dem übermäßigen Genuß von nicht untersuchtem und sehr gesundheitsgefährlichem Hundefleisch entgegengetreten werden müsse. Die Regierung erachtete eine solche Maßregel für nicht nöthig. — Natürlich werden es nicht die ihren Rieserverdienst in Ausern und Champagner verprassenden Arbeiter, sondern die in weiser Sparsamkeit von ihrem sauer erworbenen „Entbehrungslohn“ zehrenden Rentbürger sein, welche sich mit Portionen Trabtrab und Bauwau nähren. Der badische Unterrichtsminister könnte in das Programm der Kochkurse der Fortbildungsschulen auch Rezepte über Zubereitung schmackhaften Pferdebratens und saftiger Hundefotelettes aufnehmen.

„Nein, Blut ist es, was ihr verschleißt, und warmes Menschenleben.“ An diese Worte des Hood'schen Liedes vom Hemde wird man erinnert, wenn man vernimmt, in welcher Weise der feine Zwirn gesponnen wird, den man zur Herstellung der feinen Brüsseler Spitzen benützt. Dieser Zwirn wird, wie das „Chambers Journal“ berichtet, in seinen feinen Qualitäten in theilweise dunklen unterirdischen Räumen gesponnen, weil das Verspinnen in trockener freier Luft ein Brechen des Zwirnes veranlaßt. Derselbe ist so fein, daß er eher gefühlt als gesehen werden muß, und die Spinnerin muß jeden Augenblick in dem Halbdunkel den Faden untersuchen, ob sie auch die geringste Unebenheit darin bemerkt. Eine ungesündere und anstrengendere Arbeit als dieses Spinnen kann man sich kaum vorstellen. Die feuchten, dunklen Keller sind so eingerichtet, daß nur ein einziger starker Lichtstrahl auf die Räder geworfen wird. Gesundheit und besonders das Augenlicht geht rapid bei dieser Arbeit verloren. Die Hände, fortwährend der Kälte ausgesetzt, werden bald durch Rheumatismus verkrüppelt, und die Arbeiterinnen werden alt, ehe sie noch die Jugend hinter sich haben. Die Damen der „großen Welt,“

die die Spitzen verbrauchen, deren Zwirn in dieser Weise hergestellt wird, denken freilich nicht daran, daß an ihren zur Schau getragenen Schätzen die Gesundheit und das Leben armer Arbeiterinnen hängt, deren Augen geblendet, deren Hände durch jene Arbeit verkrüppelt worden sind. Es ist wörtlich „warmes Menschenleben,“ daß da ver-schliffen wird.

In London wollen Schriftstellerinnen einen Klub gründen, wo sie zum gegenseitigen Gedankenaustausch zusammenkommen, Zeitungen und Zeitschriften lesen, Briefe schreiben und zu mäßigem Preise speisen können. Was den Schriftstellerinnen Noth thäte, das wäre die Erkenntniß ihrer Klassenlage als Proletarierinnen der Kopfarbeit, das wäre ihre Organisation zu Schutz und Trutz gegen die Ausbeutung, welche sie durch Verleger zc. erfahren. Dadurch würden sie ihre Lage gründlicher verbessern, als durch Maßhalten zu mäßigen Preisen, die in der Regel nach dem Motto „billig und schlecht“ zusammengebraut sind. Aber zugeben, daß „Damen“ Proletarierinnen sind und dem Beispiel ihrer Schwestern des Proletariats der Handarbeit folgen müssen, pfui, wie erniedrigend und gemein.

1890 wurden im Staate New-York auf einmal acht Frauen als staatliche Fabrikinspektoren angestellt. Vier davon gehörten der Arbeiterklasse an, und eine, Frau Alexandrine Bremer, hatte sich während des deutsch-französischen Krieges als Samariterin große Verdienste erworben und sich später als Sekretärin des deutschen Hilfsvereins zu New-York ausgezeichnet. Frau Bremer ist plötzlich im letzten Dezember in höchst willkürlicher Weise aus ihrem Amte entlassen worden und zwar, nach der Arbeiterpresse, weil sie ihre Schuldigkeit als Fabrikinspektorin in so umfassender und trefflicher Weise gethan, daß sie sich bei den Fabrikanten höchst mißliebig gemacht hatte. Diese boten ihren Einfluß bei dem Chef des Fabrikinspektorats auf, um die Entlassung der unbequemen Persönlichkeit zu Wege zu bringen. Der Vorgang zeigt nicht nur, daß Frauen in öffentlichen Aemtern ihre Pflicht voll und ganz zu thun wissen, sondern auch, wie nothwendig die Verwirklichung der sozialdemokratischen Forderung ist, daß bei Wahl der Fabrikinspektoren, bei Kontrolle von deren Amtsthätigkeit die organisierte Arbeiterchaft ein entscheidendes Wort mitzusprechen habe.

Die Frauen auf der Weltausstellung in Chicago. Die Frauen werden sich in reger Weise an der Weltausstellung zu Chicago betheiligen. In Folge der Anregung einer Chicagoer Dame hat sich ein Frauen-Komitee gebildet, dessen Protektorat die Gemahlin des Präsidenten der französischen Republik und die Prinzessin von Wales übernommen haben. Das Komitee läßt einen palastähnlichen Pavillon errichten, in dessen verschiedenen Abtheilungen gezeigt werden soll, was das weibliche Geschlecht auf industriellem, wissenschaftlichem und künstlerischem Gebiet leistet. Die Direktion der Ausstellung hat für Ausführung des Unternehmens 200 000 Dollars bewilligt. Das von prächtigen Blumenanlagen umgebene Gebäude wird sich von einem durch städtische Gassen gebildeten Hintergrunde abheben. Zur Ausstellung gelangen u. A. ein Frauenhospital, eine Musterküche, ein Kindergarten, eine Musterapotheke der weiblichen Pharmazeuten, eine Sanitätswache, der weibliche Aerzte vorstehen. In einer Abtheilung für öffentlichen Komfort sollen Trag- und Kollstrühle für Kranke, Gebrechliche, Alte zc. zur Aufstellung gelangen. In einem Sanatorium werden die als Professor bekannte Lucy Salmon und Frau Richards Vorträge über Haushaltökonomie halten. Die Ausstellung der Frauen soll im Ganzen 30 verschiedene Abtheilungen enthalten, die eine Vorstellung von dem geben sollen, was das weibliche Geschlecht auf dem Gebiet der Erziehung, Handfertigkeiten, sozialen Reformen, Literatur, Journalismik, Temperenz-Bewegung, Industrie-Arbeit, Gesehreform, Religion, Medizin, öffentlichen Gesundheitspflege zc. leistet.

Frau Johanna Greie, eine Deutsche, welche jetzt in Amerika lebt und dort als Meißerednerin unermüdetlich agitirt, wird im Anfang dieses Jahres nach Deutschland kommen und ist bereit, eine Reihe von Vorträgen zu halten.

Die Vertrauensleute jener Orte, an denen man Frau G. zu hören wünscht, werden ersucht, ihre Meldungen an Frau Ihrer, Belten b. Berlin, zu senden.

„Freie Vereinigung sammtl. in der Papierindustrie beschäftigten Arbeiter u. Arbeiterinnen Berlins u. Umg.“

Mittwoch den 27. Januar, Abends 8 1/2 Uhr

## Generalversammlung

in Scheffer's Lokal, Inseßstraße Nr. 10.

Tagesordnung:

1. Geschäfts- und Kassenbericht.
2. Wahl des Gesamtvorstandes.
3. Eventuelle Statutenberathung.
4. Verschiedenes und Fragekasten.

Der Vorstand.